

Das musikalische Werk seines großen Freundes brachte er auch späterhin noch mehrfach in Beziehung zu der dichterischen Vorlage, und er kommt schließlich in seinem Aufsatz »Das Publikum in Zeit und Raum« zu der Anschauung, daß Dantes großes Gedicht durchaus ein Produkt seiner Zeit war und daß ihm eigentlich erst durch Liszts symphonische Dichtung ein erlösender Dienst geleistet worden sei, indem diese Tonschöpfung die Seele des Danteschen Gedichts in reinsten Verkörperung darstelle. Die leise Ablehnung gegen das große Werk des Italiener war letzten Endes bestimmt durch Wagners durchaus protestantische Weltanschauung, und er hat auch in seinen häufigen Diskussionen mit dem Grafen Gobineau diesem gegenüber (der die religiösen Instinkte den Völkern am sichersten im Katholizismus gewährleistet sah) seinen über alles geliebten Martin Luther vertreten.

Welche Rolle Schiller, Goethe und vor allem Shakespeare in Wagners Leben gespielt haben, ist dem Kenner seiner Schriften bereits bekannt. Ein häufiger Gegenstand seiner Betrachtungen war vor allem das gegenseitige Verhältnis Goethes und Schillers, wie es sich ihm aus dem unendlich oft gelesenen Briefwechsel der beiden Dichter ergab. Mit einer gewissen Wehmut schrieb er schon in den vereinsamten Züricher Tagen an Liszt, wie sehr ihm dieser Briefwechsel ihr eigenes Freundschaftsverhältnis nahegebracht habe: »Er zeigte mir köstliche Früchte, die unter glücklicheren Umständen unserm Zusammenwirken entspringen könnten«. Liszt selbst las dann auf Wagners Anregung ebenfalls den Briefwechsel und schöpfte dann später aus einer wundervollen Stelle, die er wörtlich zitiert, den Anlaß, mit Berufung auf das Vorbild der großen Dichter ihn schließlich um die Vollendung des Nibelungenringes zu bitten. Mit besonderer Aufmerksamkeit beachtete Wagner, mit welcher geistvoller Selbstständigkeit Schiller seine Individualität gegen Goethe behauptete. Von Goethe meinte er (mit Bezug auf einen Ratschlag für »Die Kraniche des Ibykus«): »Er liebte keinen Krawall, nichts Erzeßives«, während er wiederum den so ganz seinem eigenen Wesen entsprechenden Ausspruch Schillers bewunderte: »Das einzige Verhältnis zum Publikum, das man nicht bereue, sei das des Krieges«.

Die stärkeren Sympathien Wagners standen unbedingt auf Seiten Schillers. Schon an Frau Wesendonck hatte er sich im Jahre 1859 ähnlich ausgesprochen: »Goethe hatte es schwer, sich neben dieser ungemein sympathischen Natur zu erhalten. Wie hier alles nur Erkenntnis-eifer ist! Man glaubt, dieser Mensch habe gar nicht existiert, sondern immer nur nach Geistes Licht und Wärme ausgeschaut«. Ebenfalls aus den Wesendonckbriefen wissen wir — in Übereinstimmung mit den vielfachen Stellen seiner Werke —, wie ganz besonders ihm unter Schillers Arbeiten die »Jungfrau von Orleans« und »Don Carlos« ans Herz gewachsen waren. »Aus meinen Büchern griff ich unsern lieben Schiller heraus« (so schreibt er aus Paris im Oktober 1859), »ich las gestern die Jungfrau und war so musikalisch gestimmt, daß ich namentlich das Stillschweigen Johannas, als sie öffentlich angeklagt wird, vortrefflich mit Tönen ausfüllen konnte: ihre Schuld — die wunderbare!«. Schon in frühester Jugend hatte diese Dichtung den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, und manchmal erzählte er in den Bayreuther Tagen seinen Kindern, wie namenlos ihn als Knaben der ganze Schluß ergriffen habe. Als er am zweiten Akte seines Parsifal arbeitete, trat ihm die Gestalt der Jungfrau wieder besonders nahe, und er fand in ihr eine starke Verwandtschaft mit seinem »wissenden Toren«. Eine der größten Freuden war es für den Familienkreis, wenn Wagner selbst Schillersche Balladen mit wunderbarem Ausdruck vorlas. Vor allem bevorzugte er »Die Götter Griechenlands«, »Die Kraniche des Ibykus«, »Der Taucher«, »Die Bürgschaft« und »Der Gang nach dem Eisenhammer«.

Unter Goethes Werken hatte er, abgesehen von der selbstverständlichen immer wieder geäußerten Bewunderung für den »Faust«, »Werthers Leiden« und »Egmont« besonders gern. Als einmal im Verlauf von drei Abenden Goethes Jugend-

roman vorgelesen war, meinte er: »Es ist das Werk par excellence von Goethe, das übrige ist wie ein Verkleistern der Sache. So hat sich der Dichter der Welt gegenüberzustellen«. Er war stets bis zum Schluß von der Schönheit des Buches ergriffen: nur Lotte ärgerte ihn. »Sie muß wohl so fein, aber es ist unbegreiflich. Sie würde es ertragen haben, fünfzig Jahre lang Werther sich verzehren zu sehen, wäre jedes Jahr Mama geworden und hätte ihn so als Schmachtlappen neben sich gern gehabt«.

Während sein Urteil über Goethes »Tasso« bemerkenswert schwankte (den er früher einmal Mathilde Wesendonck gegenüber als ein »ganz einziges Gedicht« bezeichnete, bei einer Bayreuther Lektüre aber gleich nach der ersten Szene mit den Worten beiseite legte: »Alles Falsch, nicht ein wahrer Ton«), blieb er dem »Egmont« durch sein ganzes Leben hindurch treu. Die Abwesenheit jeder Phrase und die Freude an seinem schön menschlichen Gehalt bestimmten ihn mehrfach zu der Äußerung, dies sei fast das vollendetste Werk des Dichters. Glasenapp erzählt in seiner Biographie über eine solche Egmont-Vorlesung: »Namentlich wirkte die Szene mit Oranien in seinem Vortrage ganz erschütternd. Allerdings würde keiner sein Antlitz, den Ton seiner Stimme beschreiben können, oder die Handbewegung, mit welcher er die letzten Worte begleitete«.

Begreiflicherweise trat die Beschäftigung mit »Faust« am stärksten in den Vordergrund. Eine starke Vorliebe hatte Wagner, wie uns Wolzogen in seinen »Erinnerungen« mitteilt, für die klassische Walpurgisnacht, die er für das »Originellste und künstlerisch Vollendetste« erklärte, was der Dichter innerhalb seines großen Werkes geschaffen habe. Überhaupt wandte er dem zweiten Teile seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu und bewunderte eine gewisse Bühnenmäßigkeit verschiedener großer Szenen bei diesem Werke, das doch unter einem »Vergessen der Bühne« geschrieben sei. Der »Faust« war ihm schlechthin das Buch, und einmal sagte er: »Goethe konnte ruhig sterben, nachdem er dieses Lied der Wichtigkeit der Welt und diese Verherrlichung der Liebe und des christlichen Gedankens gegeben«. Später einmal, als er wieder in hinreißender Weise das Gespräch zwischen Faust und Mephisto vor der Schlacht vorgelesen hatte, erklärte er, der »Faust« sei das schönste in deutscher Sprache geschriebene Buch.

Wenn Wagner in einem seiner Briefe geschrieben hat: »Man soll durchaus immer nur mit dem Edelsten umgehen, alles übrige ist Erniedrigung und tausendfach abgeschwächte Ableitung vom Urquell«, so hat er dieses Glück seines Umganges mit den Großen bis zu völliger Befriedigung bei Shakespeare ausgekostet. 1859 schrieb er an Frau Wesendonck: »Dieses wunderbare witzige Lächeln an Shakespeare! Diese göttliche Weltverachtung! Es ist wirklich das Höchste, wozu der Mensch aus dem Elend sich aufschwingen kann«. Die Shakespeare-Vorlesungen, die in den siebenziger Jahren einen der Hauptprogrammpunkte der allabendlichen Erbauung bildeten, zählen für alle, die ihnen haben beizuhören dürfen, zu den unausschließlichen Eindrücken. »Durch keine Schilderung festzuhalten war dabei der Blick, wenn er Shakespeare vortrug, das bleiche, leuchtende Antlitz, über welches die erhabene strahlende Stirn sich wölbte, der Ton der Stimme, das aus ihm quellende Leben von Schwermut, Güte, Humor! So las er an einem Oktoberabend die Polonius-Szenen aus Hamlet, an einem anderen die Jagoszene aus dem Othello zur allgemeinen Erschütterung. Ja, sagte er dann, und was hat ihm dies eingegeben? Er hat jene italienische Novelle gelesen, und nun konnte er nicht anders als so sehen. Da zeigt es sich, wie töricht es ist anzunehmen, daß der Dichter aus dem eigenen Leben schöpfe: eine Leidenschaft, in welcher man steckt oder gesteckt hat, die kann man nicht schildern«. (Glasenapp Bd. VI, S. 144.)

Keinem unter den ganz großen Dichtern der Weltliteratur fühlte sich Wagner so innigst verwandt wie gerade Shakespeare: an ihm erkannte er das ihm selbst so vertraute geistige Schauen des Dichters, jenen inneren Drang, der ihn wie von einem Dämon besessen erscheinen läßt. Als einmal jemand über eine bestimmte Stelle des Othello, an der Wagner die Gestalt des Mohren als ihm widerwärtig bezeichnete, einlenkend meinte, Shakespeare habe es wohl so gewollt, da rief er erregt: »Ach was